

Warum gibt es Feindbilder?

Konflikte zwischen Gruppen gehen mit der Neigung zu Feindbildern einher. Bei gegensätzlichen Interessen oder unvereinbaren Wertvorstellungen dominieren bei der Wahrnehmung der Gegenseite meist nicht die Gemeinsamkeiten, sondern die Unterschiede. Dabei überschätzen wir leicht die Differenzen zwischen »uns« und »den anderen«. Unter bestimmten Umständen können dichotomische, also zweigeteilte Wahrnehmungsmuster (Schwarz-Weiß, Freund-Feind, gut-böse etc.) entstehen, die die weitere Informationsaufnahme prägen und eine Vertiefung der negativen Einstellungen gegenüber der anderen Konfliktpartei bewirken. Wird in einer Gesellschaft oder einem Teil von ihr ein dichotomisches Wahrnehmungsmuster propagiert bzw. sozial vermittelt, das nur noch negative Einstellungen gegenüber einer anderen Gruppe akzeptabel erscheinen läßt, kann man von einem »Feindbild« sprechen.

Bei Feindbildern wird es sich in den meisten Fällen um übertrieben negative Einstellungen handeln, denn das Wahrnehmungsmuster wirkt wie eine Kamera, die nur Informationen einfängt, mit denen die negative Einstellung bestärkt wird. Trotzdem ist es nicht sinnvoll, Feindbilder ausschließlich als Fehlwahrnehmungen zu definieren: damit würde unsere Neigung unterstützt, Feindbilder immer nur bei anderen zu erkennen, und der Konflikt darüber, was die *richtige* Wahrnehmung ist, könnte die nächste Runde der Feindbild-Produktion in Gang setzen. Demgegenüber eine »falsche« Wahrnehmung der Realität zu unterstellen, kann davon ablenken, die *eigenen* Wahrnehmungsmuster selbstkritisch zu betrachten. Dies aber ist erforderlich, um zu verstehen, warum es Feindbilder gibt.¹

Feindbilder sind die aus einem sozial vermittelten dichotomischen Wahrnehmungsmuster resultierenden negativen Einstellungen gegenüber einer anderen Gruppe.² Mit dieser Definition wird auf sozialwissenschaftliche Theorien verwiesen, die uns Erklärungen dafür liefern, warum Menschen so leicht dazu neigen, Feindbilder zu entwickeln. Der moralische Zeigefinger gegen die »bösen« Feindbilder ist ähnlich unangemessen wie die pauschale Forderung nach Feindbild-Abbau, wie sie die Feindbild-Forschung über zwanzig Jahre lang dominierte.³ Hilfreich sind vielmehr Einsichten über die sozial-

psychologischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, die zum Entstehen starker Feindbilder führen. So werden die Möglichkeiten geschaffen, sich selbst immer wieder jenen Wahrnehmungsmustern entgegenzustellen, die zu Feindbildern und damit zur Fortdauer oder Eskalation von Konflikten, aber niemals zu ihrer gemeinsamen Regelung oder Lösung führen.

Feindbilder entstehen durch Kategorisierung

So wie die Kameraführung uns Fernsehzuschauerinnen und Fernsehzuschauern nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit vermittelt, die am Ort des Geschehens wahrnehmbar wäre, ist auch unser menschlicher Wahrnehmungsapparat darauf angewiesen, das ihm wichtig Erscheinende auszuwählen aus dem, was die fünf Sinne ihm an Wahrnehmungen anzubieten haben.⁴ Damit wir mit der unendlichen Vielfalt der Reize umgehen können, laufen bei der Wahrnehmung Prozesse ab, die es uns ermöglichen, das Wahrgenommene in eine Struktur zu bringen, in der wir uns zurechtfinden. Am wichtigsten ist hierbei die Kategorisierung, die Einordnung ähnlicher Dinge oder Personen in eine gemeinsame Kategorie. Anhand von Ähnlichkeiten und Unterschieden gruppieren wir die Objekte unserer Wahrnehmung, ignorieren dabei die Differenzen innerhalb der Kategorie und können so leicht die Unterschiede zwischen verschiedenen Kategorien überschätzen. Sehen wir ähnliche bunte Dinger sich auf vier Rädern durch Straßen bewegen, werden diese als »Autos« kategorisiert, denn eine genauere Unterscheidung nach Automarke oder -typ etc. erforderte viel größere Wahrnehmungsanstrengungen. Und in aller Regel sind wir an diesen genaueren Unterscheidungen auch gar nicht interessiert. Zugleich kennzeichnen wir mit der Kategorie »Auto« grundlegende Unterschiede zu Motorrädern und Fahrrädern, obwohl es sich jeweils um Fahrzeuge zur Personenbeförderung handelt.

Kategorisierung ist ein Grundphänomen und eine zwingende Notwendigkeit menschlicher Wahrnehmung. Auch bei der Wahrnehmung von Personen nehmen wir Kategorisierungen vor. Anhand der äußeren, schnell wahrnehmbaren Kennzeichen ordnen wir auch Menschen einer bestimmten Kategorie bzw. Gruppe zu, immer verbunden mit bestimmten Eigenschaften, die wir bei Mitgliedern die-

ser Gruppe bzw. Kategorie erwarten: Geschlecht, Alter, Nationalität, Beruf, Religion etc. Wir machen uns ein Bild, indem wir unsere immer sehr begrenzten Erfahrungen mit Personen einer bestimmten Gruppe auf alle Menschen dieser Kategorie übertragen, und ihnen damit entsprechende Eigenschaften zuschreiben. Das heißt natürlich nicht, daß wir dieses erste, auf der Kategorisierung basierende Urteil nicht korrigieren könnten, wenn wir gegenteilige Erfahrungen mit einem Menschen machen, den wir zunächst entsprechend eingeordnet haben. Aber diese *eine* gegenteilige Erfahrung führt in der Regel nicht dazu, daß sich unsere Vorstellungen und Einschätzungen bestimmter Gruppen grundlegend verändern.

Es ist ein doppelter Nutzen, den wir aus unserem ständigen Kategorisieren ziehen: Zum einen wird die Reizüberflutung verhindert durch die Einordnung und teilweise Ausblendung der vielfältigen Wahrnehmungen. Weil der menschliche Wahrnehmungsapparat nicht in der Lage ist, alle Einzelheiten unserer Sinneseindrücke aufzunehmen, müssen wir auswählen, Wichtiges von Unbedeutendem unterscheiden. Zum anderen ermöglicht die Kategorisierung, bei der Wahrnehmung auch Strukturen der Situation aufzunehmen. Die Zugehörigkeit von Menschen zu Gruppen hat ja auch etwas Reales: In sozialen Zusammenhängen ist es angemessen und außerordentlich hilfreich, Menschen als Mitglieder einer Gruppe wahrzunehmen und sich entsprechend zu verhalten. Wenn beispielsweise eine Demonstrantin einem Polizisten gegenübersteht, wird sie ihre Aufmerksamkeit meist nicht auf die Individualität des vor ihr stehenden Menschen konzentrieren, sondern ihn als »Polizisten« kategorisieren. Möglicherweise ist er in der entsprechenden Situation Mitglied einer gegnerischen Gruppe, was ein bestimmtes Verhalten erfordert. Es werden diesem Menschen, abgeleitet aus der Kategorie »Polizist«, also bestimmte Eigenschaften zugeschrieben. Gleichzeitig wird durch die Zuordnung des Polizisten zu einer Gruppe die Struktur der Situation deutlich, daß beispielsweise eine Personenkontrolle durch Angehörige der staatlichen Sicherheitskräfte durchgeführt wird oder ein Konflikt zwischen der Gruppe der Polizisten und einer Gruppe von Demonstranten besteht. Der konkrete Polizist wird damit sehr verkürzt und einseitig wahrgenommen, sein Familienstand, Alter, Augenfarbe, Religionszugehörigkeit, Bildungsniveau usw. bleiben unberücksichtigt. Aber gerade die Reduzierung der Wahrnehmung auf das »Wesentliche« –

hier die Personenkategorie »Polizist« – erleichtert ein angemessenes Verhalten.

Sieht man Kategorisierung nur als Vereinfachung der Wahrnehmung, ist man leicht geneigt, diesen Wahrnehmungsmechanismus negativ zu bewerten. Weil durch Kategorisierung das Bild der Welt vereinfacht wird, erscheint es wie eine Verzerrung der Realität. Zugleich bedeutet Kategorisierung aber auch eine klarere Wahrnehmung der Realität, weil durch die Strukturierung der Wahrnehmung die Zusammenhänge der Situation viel schneller deutlich werden. Auch die Demonstrantin tritt dem Polizisten ja nicht primär als individuelle Persönlichkeit gegenüber, sondern in ihrer Rolle als Demonstrantin und damit als Mitglied einer Gruppe. Damit kann der mögliche Konflikt zwischen den beteiligten Gruppen deutlich werden, der für das weitere Verhalten meist von größerer Bedeutung ist als die Individualität der Beteiligten. Kategorisierung bewirkt also sowohl eine Beschränkung der Informationen, als auch einen Gewinn an Wissen und Situationsverständnis.

Allein aus der Kategorisierung folgen noch keine Feindbilder. So wenig problematisch es ist, ein Auto für einen Ferrari zu halten, nur weil es flach und rot ist, so wenig führt die Kategorisierung von Menschen automatisch zur Konflikteskalation zwischen Gruppen. Es sind weitere, in der Sozialpsychologie identifizierte und erforschte Prozesse der Wahrnehmung, welche die Grundlage liefern, auf der sich Feindbilder entwickeln. Die unvermeidbar vorgenommene Kategorisierung geht mit der Neigung zu übertriebenen Wertungen einher: Die Unterschiede zwischen Kategorien werden über-, die innerhalb einer Kategorie unterschätzt. Dadurch kann sich in der Wahrnehmung die Differenz zwischen der eigenen und allen anderen Gruppen erhöhen, während sie für die Verhältnisse innerhalb der Gruppe vermindert erscheint. Außerdem sind die Vorstellungen von Fremdgruppen in der Regel negativer als von Gruppen, denen man selbst angehört. Wie ist das zu erklären?

Feindbilder befriedigen das Bedürfnis nach sozialer Identität

Wer ist dieser Mensch, dem wir da begegnen? Die Wahrnehmungen für die Kategorien »weiblich«, »mittleres Alter«, »gut gekleidet« bringen uns bei der Beantwortung dieser Frage ein bißchen weiter.

Wir kategorisieren und ordnen diesen Menschen in eine imaginäre, nur in unserem Kopf existierende Gruppe ein. Auch unser Selbstbild, unsere Identität ergibt sich zu einem guten Teil daraus, zu welchen Gruppen wir uns zugehörig fühlen: zur Gruppe der Männer, der Studierenden, der Aufgeklärten, der politisch Engagierten, der Vernünftigen, zur Mittelschicht und so weiter.

Solche »Gruppenmitgliedschaften« helfen uns zu definieren, wer wir sind.⁵ Und wie diese Beispiele schon andeuten, wollen wir möglichst zu Gruppen gehören, die im Vergleich mit anderen positiv abschneiden, denn daraus resultiert eine positive soziale Identität. Weil der individuelle Selbstwert zum Teil aus der Bewertung der Gruppen resultiert, denen man sich selbst zugehörig fühlt, besteht eine ständige Neigung zum Gruppenvergleich, zur Gegenüberstellung von Eigen- und Fremdgruppen. Und weil dieser Vergleich ein positives Ergebnis haben sollte – weil nur dann das individuelle Selbstwertgefühl davon profitieren kann – kommt es leicht zu Beurteilungsfehlern zugunsten der Eigengruppe und zum Nachteil der Fremdgruppen.

So suchen wir auch oft durch die Beurteilung unserer nationalen oder ethnischen Gruppe nach positiver sozialer Identität. Im Vergleich mit anderen Nationen wollen wir die eigene Gruppe, die eigene Nation als vorteilhaft oder überlegen sehen, der Vergleich zu anderen soll positiv ausfallen. Hieraus resultieren Verzerrungen und Idealisierungen, im Extremfall ein Freund-Feind-Schema, das bezüglich der eigenen Gruppe vornehmlich positive und bezüglich der Außengruppe vor allem negative Vorstellungen enthält. Doch weniger dieses Extrem soll uns hier interessieren, sondern vor allem der Mechanismus, nach dem wir Gruppenbeurteilungen vornehmen.

Kategorisierung ist ein normaler Prozeß, mit dem wir unsere Umwelt überschaubar machen. Doch jede Kategorisierung unserer sozialen Umwelt trägt den Keim zu verzerrenden Vergleichen zwischen positiver Eigengruppe und negativen Fremdgruppen in sich. Die Demonstrantin sieht sich dem Polizisten gegenüber vielleicht als überlegen, weil sie unter Inkaufnahme persönlicher Nachteile für eine gute Sache streitet. Im Polizisten aber kann sie – aufgrund ihrer situationsabhängigen Kategorisierung – möglicherweise nur einen fremdgesteuerten Befehlsempfänger erkennen. Dagegen hält sich der Polizist den Demonstrantinnen und Demonstranten gegenüber für überlegen, weil er die Staatsgewalt repräsentiert, Demons-

tranten aus seiner Sicht aber dazu neigen, die gesellschaftliche Ordnung zu gefährden oder Gesetze zu mißachten.

So kommt die individuelle Abwertung von Fremdgruppen zustande. Wenn es sich dabei nicht um individuelle Kategorisierungen handelt, sondern um ein soziales Wahrnehmungsmuster, entstehen Feindbilder. Angenommen, die Demonstration richtet sich gegen polizeiliche Übergriffe, die wenige Tage zuvor stattgefunden hatten. In einem solchen Fall wird bei den Demonstranten, zumindest im Zusammenhang dieser Demonstration, ein dichotomisches Wahrnehmungsmuster vorherrschen: Die kleinsten Regelabweichungen der Polizei werden sofort erkannt, die eigenen Gesetzesübertretungen aber übersehen oder entschuldigt. Die Gruppe der Demonstranten definiert sich so in Abgrenzung zur Fremdgruppe der Polizei und bildet auf der Grundlage des übereinstimmenden Wahrnehmungsmusters eine kollektive Identität. Die Differenzen zwischen den Gruppen werden überbetont, Unterschiede innerhalb der Gruppen übersehen und die Aufmerksamkeit auf jene Aspekte gerichtet, die dazu beitragen, daß im Vergleich die eigene Gruppe positiv dasteht. So dominieren im vorgestellten Beispiel stark negative Einstellungen gegenüber der Polizei, die das Selbstbild der Demonstranten um so positiver erscheinen lassen und damit einen wichtigen Beitrag zu deren sozialer Identität leisten.

Menschen verzichten auf einmal gefundene Feindbilder nur ungern wieder, und so trägt das Bedürfnis nach sozialer Identität und Abgrenzung nicht nur zur Entstehung, sondern auch zur Stabilität von einmal etablierten Feindbildern bei. Die Suche nach positiver sozialer Identität verführt uns nicht selten zur primitiven Unterscheidung zwischen uns »Guten« und den schlechteren anderen. Natürlich spielen hier noch andere Faktoren hinein: Vermittlung durch die Medien, Interessen von Herrschenden, die Einstellungen in unseren Bezugsgruppen, die soziale Lage etc. Aber der Keim für Feindbilder liegt in unserer Suche nach positiver sozialer Identität zur Stärkung unseres Selbstwertgefühls. Und stark ausgeprägte Feindbilder sind ein Zeichen für große Unsicherheit in diesem Bereich.

Wenn uns dieser Mechanismus der Feindbild-Produktion bewußt ist, können wir uns zwar nicht vor Kategorisierungen, Gruppendenken oder Aufwertungen der eigenen Gruppe schützen. Aber wir werden sensibel für die extremen Formen solcher Wahrnehmungsmu-

ster und Einstellungen, für Feindbilder und Freund-Feind-Schemata, die man uns vermitteln will oder die wir schon gelernt und übernommen haben. Dabei geht es nicht um den Streit zwischen richtigen und falschen Wahrnehmungen, aber um die Infragestellung eines Schwarz-Weiß-Bildes. Werten wir die anderen ab, sehen wir nur negative Aspekte, weil das in unser Weltbild paßt und weil wir uns überlegen fühlen wollen? Hängt unsere persönliche Identität davon ab, daß unsere Gruppe den anderen überlegen ist? Wenn diese Neigungen in einer Gruppe stark sind oder dominieren, hat sich ein Feindbild durchgesetzt. Wo wir die Welt zweiteilen, in Gute und Böse, in »uns« und »die anderen«, in Schwarz und Weiß, haben wir vergessen, daß alle Gruppen ihre guten und schlechten Seiten haben, daß die Welt farbig ist.

Feindbilder entstehen in sozialen Konflikten

Die soziale Wirklichkeit liefert uns in der Regel keine so einfachen Muster von *ingroup* und *outgroup*, wie sie einem Freund-Feind-Schema zugrundeliegen. Die vielgestaltige, farbige Welt bietet unendlich viele Möglichkeiten für Kategorisierungen. Im Beispiel der Demonstrantin und des Polizisten könnte erstere ihr Gegenüber etwa auch in die Kategorie »Männer« einordnen, die Demonstrantin aus der Sicht des Polizisten mit der Kategorie »Demonstrationsteilnehmerin mit hohem Alter« wahrgenommen werden. Diese Möglichkeiten wären etwa zu erwarten, wenn der soziale Kontext die entsprechenden Kategorisierungen nahelegt, zum Beispiel bei einer Demonstration von Feministinnen für Frauenrechte. Welche Kategorisierungen wir vornehmen, ist also auch von der Situation und ihren Rahmenbedingungen abhängig.

Übereinstimmende Kategorisierungen innerhalb einer Gruppe, wie sie Feindbildern zugrundeliegen, kommen vor allem dann zustande, wenn eine Konfliktsituation für die Mitglieder der Gruppe bestimmend ist. Dies wird von der sozialpsychologischen Theorie der Selbstkategorisierung folgendermaßen erklärt:⁶ Jede Situation bietet prinzipiell viele verschiedene Möglichkeiten der Kategorisierung, etwa nach Aussehen, Geschlecht, Alter, Religion etc. Für die Erfassung der sozialen Situation benötigen wir jedoch eine bestimmte Kategorisierung, für die wir uns – meist unbewußt – durch

den Vergleich der Unterschiede *innerhalb* mit den Unterschieden *zwischen* potentiellen Kategorien entscheiden. Nimmt der Polizist den Unterschied zwischen seiner Gruppe der Polizisten und den Demonstranten als geringer wahr als den zwischen alten und jungen Beteiligten, wird er seine Kategorisierung nach dem Alter der Demonstrationsteilnehmer vornehmen und sich dann auch selbst vornehmlich der entsprechenden Kategorie zuordnen (Selbstkategorisierung). Der Polizist wird von der Demonstrantin als »Mann« kategorisiert, wenn ihr – etwa in der Situation einer Demonstration für Frauenrechte – die Differenz zwischen Polizistinnen und Demonstrantinnen geringer erscheint als die zwischen Frauen und Männern. Die Wahrnehmung der größten Differenz bestimmt also in der Regel über die vorgenommene Kategorisierung. Konflikte zwischen Gruppen aber geben in starkem Maße die Kategorisierung als Unterscheidung zwischen *ingroup* und *outgroup* vor.

Die Kategorisierung anderer strukturiert nicht nur die Wahrnehmung der Situation, sondern hat auch Konsequenzen für die Selbstwahrnehmung. Kategorisieren die Demonstranten den Polizisten vor allem als »Mann«, nimmt sich die einzelne Demonstrantin in dieser Situation primär als Frau wahr. Kommt die Kategorie »Polizist« zur Anwendung, folgt daraus die Selbstwahrnehmung als Demonstrantin. Umgekehrt nimmt das bevorzugte Selbstbild auch Einfluß auf die Auswahl der Kategorisierung. Gerade in Konflikten ist die Parteinahme, die Zugehörigkeit zur *ingroup* besonders wichtig für das Selbstbild des/der einzelnen, Konfliktsituationen schaffen also »gute« Voraussetzungen für eine übereinstimmende Kategorisierung – und damit für die Entstehung von Feindbildern.

Feindbilder und Frieden

Durch Kategorisierung strukturieren wir unsere soziale Realität: Die Welt wird einfacher und überschaubarer. Gleichzeitig bekommen wir selbst einen Platz in dieser Welt: Als Mitglied unterschiedlichster »Gruppen« gewinnen wir soziale Identität. Damit diese soziale Identität möglichst positiv und unser Selbstwertgefühl gestärkt wird, neigen wir dazu, *outgroups* abzuwerten. Das ist weiter nicht schlimm, solange jeder Mensch seine kontextabhängigen, individuellen Kategorisierungen vornimmt und sich die dabei entstehenden

ingroups und *outgroups* vielfach überschneiden. Ein Gemenge zahlreicher individueller, auch negativer Gruppenbewertungen bleibt »harmlos«, weil die unterschiedlichen persönlichen Kategorisierungen sich gegenseitig bremsen und eventuell korrigieren.

Feindbilder resultieren aus diesem Prozeß dann, wenn in einer Gesellschaft eine Kategorisierung, ein bestimmtes Wahrnehmungsmuster sozial vermittelt wird und sich durchsetzt, aus dem eine grundsätzlich negative Einstellung gegenüber einer anderen Gruppe hervorgeht. Das kann leichter geschehen, wenn zum Beispiel Konflikte zwischen Gesellschaften existieren, denn Konflikte bestimmen sehr leicht die Kategorisierungen: Die dem Konflikt zugrundeliegenden Differenzen erscheinen bei der Suche nach Kategorien der Wahrnehmung als größte Differenz. Wird diese Kategorisierung gesellschaftlich akzeptiert und die *outgroup* für den Konflikt verantwortlich gemacht, entsteht ein Feindbild.

Ein solches Feindbild kann mehr oder weniger stark, dauerhaft und verwurzelt sein, was von der Stärke des Wahrnehmungsmusters abhängt. Je größer die Differenz zwischen *ingroup* und *outgroup* wahrgenommen wird, desto bestimmender wird die dem Feindbild zugrundeliegende Kategorisierung. Auch wenn die Welt als Schauplatz des Kampfes des »Guten« gegen das »Böse« erscheint, wird die Kategorisierung sich bei allen Wahrnehmungen an dieser Differenz ausrichten und ein extremes Feindbild hervorbringen. Dies führt schnell zur Eskalation des Konflikts und schafft die Bereitschaft zur Befürwortung von Gewalt und Krieg.

Sind Feindbilder eine wichtige Bedingung für Krieg, wird die Einsicht über ihre Entstehungsprozesse zu einem Baustein für den Frieden. Dabei mögen uns die sozialpsychologischen Forschungsergebnisse eher resignieren lassen angesichts unserer menschlichen Tendenz, auch die soziale Welt immer in Kategorien wahrzunehmen und beim Kategorisieren die *outgroup* eher abzuwerten. Doch erst das – meist in Konflikten – sozial vermittelte, stabile Kategorisierungsmuster läßt daraus Feindbilder entstehen. So lassen sich drei Faktoren identifizieren, um starke Feindbilder zu verhindern: Ansetzen läßt sich am Konflikt, an der sozialen Vermittlung von Wahrnehmungsmustern und an den eigenen Bildern von den Konfliktparteien.

Konflikte sind leicht in der Lage, die großen Differenzen zu liefern, die unsere Kategorisierung bestimmen. Doch in allen Fällen

gibt es neben dem aktuellen Konflikt auch Übereinstimmungen, gemeinsame Interessen, andere Wahrnehmungsebenen, auf denen Konfliktgegner gemeinsam in einer *ingroup* sind. Aus diesem Grunde ist es so wichtig, Konflikte frühzeitig genau zu analysieren, bevor sie für viele Menschen kategorisierungsbestimmend werden. So können auch diejenigen Dimensionen aufgedeckt und öffentlich gemacht werden, in denen kein Konflikt besteht.

Der zweite Faktor, der zur Entstehung von Feindbildern beiträgt, ist die soziale Vermittlung von Wahrnehmungsmustern. Zur Bildung oder Stärkung kollektiver Identitäten werden häufig Gruppen-Gemeinsamkeiten konstruiert – und damit zugleich Unterschiede zwischen Gruppen überbetont (z.B. im Nationalismus). Auf der Suche nach positiver sozialer Identität übernehmen wir dann gerne diese Kategorisierungen, die uns als Mitglieder der positiv beurteilten Gruppen erscheinen lassen. Wer solche Wahrnehmungsmuster propagiert, wer die Differenzen zwischen »uns« und »den anderen« übertreibt und damit übereinstimmende Kategorisierungen herbeiführen möchte, trägt zur Entstehung von Feindbildern bei.

Zunächst aber sind – als dritter Faktor – immer die eigenen Weltbilder der erste Ort, Kategorisierungen, Wahrnehmungsmuster und Gruppenbewertungen zu überprüfen. Von wem lassen wir uns die Kategorisierungen vorgeben? Wovon werden unsere Wahrnehmungsmuster bestimmt (Politikerinnen und Politiker, Massenmedien, Lehrer und Lehrerinnen etc.)? Hat sich daraus ein Schwarz-Weiß-Bild ergeben, in dem die Bewertungen sich nach *ingroup* und *outgroup* richten? Oder sind wir in der Lage, auch die negativen Anteile der eigenen Gruppe(n) wahrzunehmen, unsere Wahrnehmungsmuster auf den Prüfstand zu stellen und auch mit anderen Kategorisierungen die Welt zu betrachten? Daraus resultiert ein farbiges Bild der Welt, eine Versicherung gegen die Eskalation von Konflikten und der wirksamste Baustein gegen Feindbilder.